



AUFGELESEN

Ausgabe 12/ 2012

VON FÜCHSEN, IGELN UND DER KUNST DES LESENS

ULRICH SCHNABEL

Nun könnte man sagen: Die Klage über die Veränderung unseres Denkens wurde noch bei jeder neuen Kommunikationstechnik laut. So wettete schon Sokrates im 5. Jahrhundert vor Christus gegen die damals neue Unsitte des Schreibens. Wer sich nicht mehr auf Selbstgehörtes und -begriffenes verlasse, sondern sich auf geschriebene Worte stütze, würde »die Anstrengung des erinnernden Verstehens« verlernen und sich nur noch »von außen« helfen lassen⁴⁰, fürchtete der griechische Philosoph, der sein eigenes Denken vorwiegend im Dialog mit anderen entwickelte. Folgerichtig ist von ihm selbst keine einzige Schrift erhalten, das Festhalten seiner Gedanken überließ er seinen Schülern. So wird der Philosoph etwa in Platons *Phaidros* mit der Sorge zitiert, das in Schriftrollen niedergelegte Wissen fördere nur »den Schein von Weisheit« und nicht wirkliche Weisheit.

Ähnliche Befürchtungen wurden im 15. Jahrhundert laut, als Johannes Gutenberg den Buchdruck erfand. Damals hieß es, die einfache Verfügbarkeit des gedruckten Wissens würde die intellektuelle Faulheit fördern und damit den menschlichen Geist schwächen; außerdem würden Bücher die religiöse Autorität untergraben, die Arbeit von Schreibern und Gelehrten entwerten, Ausschweifungen und Aufruhr fördern.

Auch wenn das aus heutiger Sicht kurios klingt - in gewisser Weise waren diese Befürchtungen damals alle zutreffend: Die Fähigkeit, sich an das gesprochene Wort zu erinnern, wurde mit Aufkommen der Schrift entwertet; und der Buchdruck trug tatsächlich zur Emanzipation der Bürger von kirchlichen und anderen Autoritäten bei. Allerdings sieht man mit dem nötigen historischen Abstand auch: Die Kritiker der damals »neuen Medien« waren zu sehr auf deren negative Folgen fixiert; sie konnten sich nicht vorstellen, dass diese das menschliche Denken auch erweitern und einen Kulturschub auslösen würden.

Heute befinden wir uns inmitten eines ähnlich historischen Umbruchs wie Gutenbergs Zeitgenossen bei der Erfindung des Buchdrucks oder Sokrates' Jünger beim Übergang vom gesprochenen Wort zur Schrift. Der weltumspannende elektronische Wissensaustausch und die globale Vernetzung via Internet, E-Mail oder Facebook beeinflussen nicht nur unseren Zugang zu Wissen und den Umgang damit, sondern ebenso unseren Alltag und unsere Verhaltensweisen. Angesichts dieser Umwälzung ist die Frage, wie sich all das auf unsere Denk-, Konzentrations- und Wahrnehmungsfähigkeit auswirkt, nur zu berechtigt.

Eine *pauschale* Antwort darauf wird man kaum finden, dazu ist unser Informationsverhalten dann doch zu individuell und unterschiedlich. Man kann das Problem aber so formulieren: Gehören wir eher zu den Füchsen oder den Igel?

Diese Frage verdanken wir, wie so vieles, den alten Griechen. Im 7. Jahrhundert vor Christus formulierte der Poet und Krieger Archilochos neben allerlei lyrischen Ergüssen nämlich den Satz: »Der Fuchs weiß viele Dinge, aber der Igel weiß eine große Sache«. ⁴¹ Vermutlich wäre diese kryptische Erkenntnis längst auf dem Dachboden der abendländischen Geistesgeschichte verstaubt, hätte sie nicht 1953 der Philosoph Isaiah Berlin aufgegriffen und kongenial als Beschreibung unseres Umgangs mit Wissen gedeutet. Berlin zufolge wollte uns Archilochus damit nämlich Folgendes sagen: Der Igel interpretiert die Welt im Lichte einer einzigen, übergeordneten Idee; der Fuchs hingegen ist nicht auf eine Theorie festgelegt, sondern lässt sich von möglichst vielen Erfahrungen und Quellen inspirieren. Platon, Hegel und Marx wären demnach Igel; Aristoteles, Shakespeare und Goethe zählten dagegen zu den Füchsen. ⁴²

Auch wenn Berlin seine Überlegungen eher spielerisch gemeint hatte, wurden sie mit großem Ernst rezipiert. Und heute erscheint die Unterscheidung zwischen Fuchs und Igel wie geschaffen zur Beschreibung der digitalen Gegenwart: Der (Internet-) Fuchs surft hin und her, ist bei sozialen Netzwerken wie Facebook oder Xing aktiv und lässt sich von einer Vielfalt an Quellen inspirieren; der Igel dagegen steht für die altmodische Weise der Informationsbeschaffung, indem er langsam vorantrippelt auf seiner Suche nach (Informations-)Futter, dem einmal eingeschlagenen Weg stur folgt und Widersachern gegenüber die Stacheln aufstellt. Der Verdacht liegt nahe, dass in Zeiten des Internets die Igel nach und nach aussterben. »Heute sind wir alle zu Füchsen geworden«, erklärt etwa der Kolumnist der britischen *Times*, Ben Macintyre. »Wir surfen durch Gedanken und Anregungen und plündern sie, nehmen auf, was uns gefällt, lassen alles andere links liegen, speichern, verlinken, erjagen und sammeln Informationen, Unterhaltung und unser Sozialleben.« ⁴³

Einen perfekten Beleg für diese These scheinen die Studien des *Centre for Information Behaviour and the Evaluation of Research* (CIBER) am University College London zu liefern. Dort untersuchen der Informationsforscher David Nicholas und sein Team das Verhalten von Internet-Surfern. Anhand der Computerprotokolle der British Library haben die Forscher beispielsweise ermittelt, wie die Nutzer digitaler Bibliotheken agieren, wonach sie suchen und wie lange sie sich Zeit nehmen, um die einzelnen Webseiten zu lesen. Ergebnis: Die meisten Online-Besucher neigen dazu, fuchsartig im Netz umherzuschweifen und eilig von einer Seite zur anderen zu hüpfen. Selbst wenn sie das Gesuchte endlich gefunden haben, nehmen sie sich kaum Zeit für die Lektüre; typischerweise lesen die »Bibliotheksbesucher« nur ein oder zwei Seiten eines E-Books oder eines elektronischen Fachartikels, bevor sie zur nächsten Webseite weiterklicken. Manche setzen zwar Lesezeichen - doch kaum einer kehrt zu den abgespeicherten Seiten zurück, um sie wirklich zu lesen. ⁴⁴

»Es ist klar, dass die Online-Nutzer nicht das tun, was man Lesen im traditionellen Sinn nennt«, folgern die britischen Wissenschaftler. »Es gibt vielmehr Hinweise darauf, dass sich neue Formen des >Lesens< herausbilden, bei denen die Nutzer auf der Suche nach schnellen Erfolgserlebnissen höchst eilig die Titel, Inhaltsverzeichnisse und Abstracts überfliegen. Es scheint fast so zu sein, als ob sie online gingen, um sich das Lesen im traditionellen Sinn zu ersparen.«

Damit scheinen die britischen Forscher genau jenen Trend zu bestätigen, den kritische Zeitgenossen wie Macintyre oder Nicholas Carr an sich beobachten: Wer viel im Internet unterwegs ist, neigt zum oberflächlichen Nachrichten-Hopping. Die gewaltige Breite an Informationen geht auf Kosten unserer Reflexions- und Urteilsfähigkeit.

Allerdings zeigen die Studien der CIBER-Forscher auch, dass dieses Urteil nur für einen Teil der Webgemeinde zutrifft; insgesamt aber erweist sich das Surf-Verhalten als erstaunlich vielgestaltig, und neben »Füchsen« und »Igel« tummeln sich im Internet noch andere tierische Cyber-Identitäten. Mindestens acht verschiedene »Web-Typen« haben die britischen Forscher mittlerweile ausgemacht: zum Beispiel den »Web-Elefanten«, der sich langsam und stetig durchs Internet klickt, dabei aber - anders als der Igel - eine große Anpassungsfähigkeit beweist und sozial gut vernetzt ist; »Web-Leoparden« wiederum sind Einzelgänger, die sehr schnell im Netz unterwegs sind, ihr Ziel dabei

aber - anders als Füchse - nie aus den Augen verlieren. (Wer wissen will, welches »Web-Tier« zum eigenen Verhalten am besten passt, kann sich im Web-Behaviour-Test selbst prüfen.⁴⁵)

⁴⁵ <https://www.bbc.co.uk/labuk/experiments/webbhaviour/>

Dieser Blick in den Internetzoo zeigt, wie vielfältig die Möglichkeiten im Umgang mit dem Netz sind. Und je nach Anforderung ist mal der eine, mal der andere Webtyp im Vorteil. Der flinke Internetfuchs in schnell im Aufspüren von Namen, Daten, Klatschgeschichten oder Zitaten; wenn es jedoch darum geht, eine knifflige Grundsatzfrage zu lösen, gelangen Igel oder Elefanten eher ans Ziel.

Ideal wäre es also, wenn man je nach Aufgabenstellung von einem Internetstil zum anderen wechseln könnte: mal fuchsartig schnell, mal elefantenmäßig gründlich. Dazu aber muss man sich zunächst darüber klar werden, dass es sehr verschiedene Arten des Lesens gibt: zum einen das schnelle, scannende Überfliegen von Informationen im Netz; andererseits aber auch das langsamere, reflektierende Lesen von längeren Texten oder Büchern.

Wie sehr sich beide Lesarten unterscheiden, kann vermutlich niemand besser erklären als Maryanne Wolf, Direktorin des »Center for Reading and Language Research« an der Bostoner Tufts University. Der Leseforscherin zufolge befördern digitale Medien wie Internet und E-Mail vor allem eine Horizont-erweiterung, indem sie die rasche Aufnahme einer großen Zahl an Fakten, Meinungen und Bewertungen ermöglichen; das gründliche Lesen von Büchern dagegen geht eher in die Tiefe, lässt Zeit für kritisches Hinterfragen und schafft somit eine vertikale Bewusstseinsweiterung.

Deep reading nennt Wolf diese Art des »tiefen Lesens«. Es eröffne uns einen gedanklichen Raum, in dem unsere Phantasie zu arbeiten beginnt und der uns enorm bereichere. »Wir können uns in einen Tyrannen hineinversetzen, in einen Mörder, wir können Anna Karenina oder Madame Bovary werden«, schreibt Wolf. Das Lesen sei »ein Repertoire der Menschenkenntnis, ein Königreich der Vorstellungskraft«. Und mit dieser Fähigkeit, sich in fremde Gedankenwelten hineinzusetzen, bilde das Gehirn auch neue Verknüpfungen und Assoziationen, die selbst über die Gedanken des Autors hinausgehen können. »Das Geheimnis im Herz des Lesens«, so drückt es Maryanne Wolf aus, »ist die Zeit, mit dem es dem Gehirn die Freiheit gibt, Gedanken zu haben, die tiefer sind als die Gedanken, die ihm bisher gekommen sind.«⁴⁶

Der Unterschied zwischen dem »tiefen« und dem oberflächlichen Lesen wurde Wolf selbst schlagartig klar, als sie nach langer Zeit einmal wieder zu Hermann Hesses *Glasperlenspiel* griff. Denn bei der Lektüre stellte sie plötzlich erschrocken fest, dass sie im Gegensatz zu früher gar keine Assoziationen und eigenen Bilder mehr zu dem Roman entwickelte. »Ich las dreißig Seiten, aber wie eine Maschine. Es war, als würde ich nur Informationen aufnehmen, ohne sie zu verarbeiten und darüber nachzudenken. Ich las wie ein Prozessor, ohne Gefühl, ohne Phantasie.« Die Erkenntnis, dass sie über die Buchstaben des Romans genauso maschinengleich hinweghuschte wie über ihre täglichen E-Mails am Bildschirm, wurde für Wolf zum Schlüsselerlebnis.

Und so plädiert sie in ihrem Buch *Das lesende Gehirn* energisch für die Kunst des »tiefen Lesens«, das man mindestens genauso kultivieren müsse wie die Fähigkeit zur schnellen Informationsaufnahme im Netz: »Wir brauchen Gehirne, die von einem Modus in den anderen wechseln können.« Und am besten erreiche man das, logisch, durch den Griff zum Buch. Denn wer ein Buch lese, sei weniger abgelenkt als ein Internetsurfer, er müsse nicht parallel daran denken, seine Mails zu checken oder mal kurz die neuesten Twitterbotschaften zu verfolgen, sondern könne seine Aufmerksamkeit mehr fokussieren. »Das Buch hat eine stabilisierende Qualität«, sagt Wolf. »Es bewegt sich nicht und bringt uns dazu, Pausen zu machen und in eine der Zeit entthobene Sphäre einzudringen.«⁴⁷

/

Man muss ja nicht gleich so weit gehen wie der italienische Adlige Niccolo Machiavelli, der seine Verbundenheit mit seiner Lektüre dadurch demonstrierte, dass er sich jeweils im Stil der Epoche seines aktuellen Autors kleidete. Hilfreich sind auch schon weniger aufwändige Rituale: Die Einrichtung einer schönen Lesecke mit angenehmen Licht und passendem Getränk; Empfehlungen von Freunden zu deren Lieblingsbüchern; und allgemein: Eine größere Aufmerksamkeit für unsere individuelle Art und Weise des Lesens in verschiedenen Umständen. Diese Selbstbeobachtung verrät uns vermutlich mehr über uns selbst, als wir ahnen. Denn wie Maryanne Wolf sagt: »Wir sind, was wir lesen und wie wir lesen«.

aus: Ulrich Schnabel, Muße. Vom Glück des Nichtstuns. München 2012, S. 90 – 96

Extra:

Nicht jetzt!

Jetzt bekomme ich gerade Besuch vom Teufel.

Jetzt flüchte mit Tolstoi in den Kaukasus.

Jetzt kämpfe ich mit Alligatoren im Sumpf.

Jetzt stehe ich zum ersten Mal auf der Bühne.

Jetzt verwandle ich mich in einen Tiger.

Jetzt esse ich süße Mochis.

Jetzt bin ich ein kurzsichtiger Löwe.

Jetzt füttere ich einen Säugling mit einem Regenwurm.

Jetzt verliebe ich mich gerade in einen Fiesling.

Nicht jetzt. Jetzt lese ich.